Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Beate
Autor: Müller, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572063

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

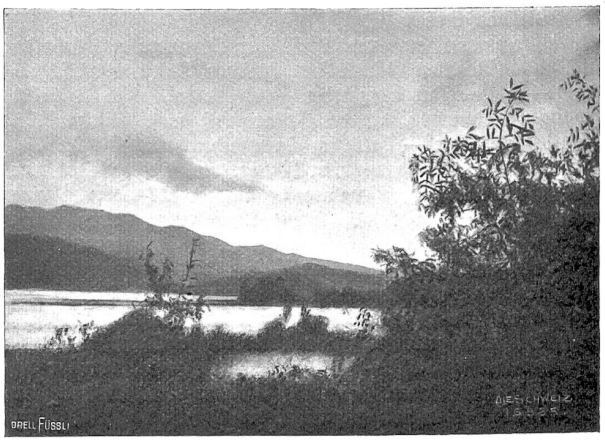
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

vergängliche Bedeutung verliehen: „Die Zeit, Großes und Schönes zu schaffen, ist dann gekommen, wenn die Männer da sind, welche berufen sind, es zu schaffen!" Wohlan, Künstler und Kunstfreunde sind da, vereint zu freudiger Arbeit, und es liegt im Zuge der Zeit die Sehnsucht, loszukommen vom Kleinlich-Unschönen, um sich zum Einfach-Großen und Schönen in der Kunst zu wenden. Die Erfüllung bergenden Faktoren sind gegeben, der Resonanzboden idealer Bestrebungen ist da in den Seelen der Menschen — — — — — — — — — —

An einem der ersten schönen Dezembertage des vergangenen Jahres ließ ich mich wieder einmal hinüberrudern zur Lützelau, und als ich auf dem Boden des künftigen Amphitheaters stand, mir den Abschluß der weinumrankten Pergola vorstellend, und lange, lange den Anblick des herrlichen Rundbildes der Gegend genoß, vom leise bewegten Schilf über die duftigen Wasser hinweg zum Hochgebirge hin, als Säntis, Speer, Schäniserberg, Teile des Mürtschenstocks und die Schroffen des Wäggitales und die dunklern Vorberge des Schwyzerlandes so greifbar nahe schienen, im Mittagssonnenschein so freundlich herübergrüßten und die nachbarliche Ufenau ihre landschaftlichen Reize wirken ließ, da wurde mein Sinnen weit, die Brust hob sich, und ich gelobte mir unter dem Eindruck dieser zaubergewaltigen Natur, in meinem Berufe dazustehen als ein treuer Wächter der unermeßlich reichen Schätze, welche die Großen und Größten unserer Dichter geschaffen, gelobte, auf diesem Boden „Inselkunst" zu pflegen, gesichert vor dem oft schlammhaltigen Strome des Tages. Vor meinem innern Auge erschienen sie, die Großen im Reiche der Dichtkunst: ein Klopstock, Goethe, Conrad Ferdinand Meyer, sie haben längst die Gegend geweiht und hier Beziehungen zwischen Kunst und Natur gewoben.



Blick von der Lützelau nach der Ufenau (Phot. J. J. Honegger, Zürich).

Mögen heiß- und tiefstempfundene Künstlerträume zur Wahrheit geworden sein, wenn im kommenden Sommer die Winde an der Lützelau die Halme des Rieds rhythmisch beugen und heben, im leisen Akkord durch die alten laubreichen Bäume ziehen und wenn das Mondlicht weißschimmernde Säulenpracht küßt! Das war mein Wunsch, als der einsame Kahn mich zurücktrug und wie zur Bestätigung die Schneefelder der Alpenwelt sich röteten und in den Fenstern von Rapperswil warm das Licht der untergehenden Sonne lag — — — — — — — —

Rudolf Lorenz, Rüschlikon.

Beate

Nachdruck verboten.

Novellistische Studie von Max Müller, St. Gallen.

I.

Wer je eine der westschweizerischen Städte, sei es Genf, Lausanne oder Neuenburg besucht hat, dem ist sicherlich das folgende Bildchen als typisch in der Erinnerung haften geblieben.

Oben auf dem Schloßplatze, sei es in Lausanne unter der Aegide Major Davels oder zu Neuenburg unter derjenigen Farels, auch eines Freiheitskämpfers, stehen drei Leutchen im Reiseanzug. Der Papa, ein Vertreter des wohlhabenden deutschen Mittelstandes, mit umgehängtem Fernglas und mit dem aufgeschlagenen Baedeker in der Hand; die Mama, im Verhältnis zur Hünengestalt ihres Gatten klein und in anspruchslosem Lodenkostüm, die weniger des erstern Erläuterungen Gehör zu schenken als vielmehr mit ihrem Töchterchen im Backfischalter beschäftigt zu sein scheint. Dieses Töchterchen, so unscheinbar es auch in diesem Zusammenhange vorkommen mag, bildet dennoch die Hauptperson der kleinen Karawane, die auf Herrn Baedekers Rat den steilen Schloßhügel keuchend erstiegen hat. Ihretwegen haben die Eltern die weite Reise aus Deutschland hieher gemacht, hat der Vater seine Ferien diesmal aufs Frühjahr verlegen müssen, ihretwegen seine kostbare Zeit am Stammtisch geopfert, um sich allabendlich mit einem «Manuel français» stundenlang abzuquälen. Und so eifrig er sich auch in letzterer Hinsicht bemühte, das Resultat befriedigt ihn doch nicht ganz; denn nun ist es ihm schon zweimal passiert, daß Einheimische, die er mit memorierten französischen Sätzen anredete, ihm auf deutsch antworteten, was ihn begreiflicherweise etwas pikierte ... Auch macht das Töchterchen beinahe ein so betrübtes Gesicht wie die Mutter; 's ist auch keine Kleinigkeit, „wenn die Einzige und Aelteste in die Fremde geht", ein volles Jahr nun „unter fremden Leuten" — huh, welch frostiges Wort — zubringen muß!

An dieser etwas kleinlauten, gedrückten Stimmung, die auf sämtlichen Familiengliedern gleichmäßig lagert, unterscheidet der Kenner auf den ersten Blick diese Art von Besuchern von den übrigen Fremden, die meist Vergnügens halber sich aufhalten, während man hier eher das Bewußtsein einer familiären Pflichterfüllung hat, die nicht leicht genommen wird.

Und ein zweites vielleicht noch auffallenderes Bild, eine Variation des obigen! Wer seinen Weg über den Grandpont oder die Place St. François nimmt, während die Sonne scheint, sodaß die Hausdächer, die nach der Kathedrale amphitheatralisch emporklimmen, glitzern — dem begegnet fast regelmäßig auf dem jenseitigen Trottoir eine Schar junger Mädchen, zu zwei und zwei geordnet, von einer Lehrerin mit aufgespanntem rotem Sonnenschirm begleitet, die mit Argusaugen wacht, wenn etwa das weiße Mützchen eines Zofingers oder das grüne Barett eines Belle-Letterien auf der Bildfläche erscheint. Es wird dann zwar leise gekichert und verstohlen geblinzelt oder gar sentimentalisch geseufzt; aber äußerlich herrscht tadellose Ordnung, kein vorwitziges Köpfchen dreht sich, und der Vorübergehende empfindet so etwas wie Bewunderung für die Erziehungskünste des ehrwürdigen Pensionsfräuleins.

Und wenn er die lange Reihe der gleichförmigen hellen Jaquettes und Strohhüte mustert, unter denen die blonden Haare gleichmäßig in der Bise fließen und wogen, dann dünkt es ihn wohl, als ob aus all diesen beweglichen Köpfchen auch derselbe muntere mutwillig-fröhliche Mädchensinn in die Welt gucken müßte, in eine Welt, wo fleißige Elternhände sorgen, wo in jedem Herzen noch die zarte Hoffnung genährt wird, das Leben als liebendes Weib voll und ganz leben zu dürfen, wo jede noch an ihren Wert glaubt mit jener Selbstverständlichkeit, die dem Manne fremd ist.

Wer dächte nicht so!

Aber einmal an einem lauschigen Sommerabend, als ich sinnend an dunkeln Gärten und bleichen Villen vorbeischlendernd — Jahre sind vergangen — ich befand mich in jener wohligen Stimmung, die der Naturgenuß nach fleißiger Tagesarbeit gewährt — hatte ich ein unbedeutendes Erlebnis.

Auf der über mannshohen Mauer, wie sie nicht selten alte Besitzungen umgeben, gewahrte ich in der Dämmerung eine weiße Gestalt, die nach dem Mond Ausschau zu halten schien.

Als ich näher kam, hörte ich ein leises Schluchzen.

Ergriffen hielt ich inne und lauschte. Aus dem rückwärts gelegenen Hause mit hellerleuchteten hohen Fenstern klangen gedämpfte Akkorde an mein Ohr, und liebliche Mädchenstimmen, vom Nachtwind getragen, umgaukelten meine Sinne.

Drinnen führte die Fröhlichkeit das Zepter, war für die Traurigkeit kein Raum. Die schlich sich hinaus ins Weite, sehnte sich ins Aetherblau des Himmels, ins Dunkel der Nacht, ins Weiße des Mondes. Und da sie das Tor verschlossen fand, huschte sie auf die Mauer und machte, gleich einer lauernden Sphinx, abendlichen Spaziergängern das Herze schwer.

Eben wollte ich nähertreten, trösten, fragen, da verstummte plötzlich die Musik und der Gesang, und eine energische Stimme rief vom Hause her: «Où est-elle donc?»

Und in demselben Moment sah ich die Kleine rasch hinter der Mauer untertauchen, hörte sie ein paarmal sich schneuzen, die verräterischen Spuren zu tilgen. Dann verhallten ihre Schritte auf dem knirschenden Kies. Es war mäuschenstill geworden um mich her.

Was fehlte der kleinen Nachtwandlerin, was trieb sie vom Lichte der Fröhlichkeit und Geselligkeit ins Dunkel des Alleinseins? War's Heimweh? War's ein jugendlich Liebesleid?

Soll ich sie erzählen, die Geschichte dieses Mädchens?

II.

Die letzten Besucher verließen hastigen Schrittes das Krankenhaus einer mitteldeutschen Stadt. Der Hauswart schloß bedächtig das große eiserne Haupttor des Vorgartens, die zurückgelehnten Eisenstangen dagegen anstemmend. Noch summte eine Weile das vibrierende Metall, verhallte der schlürfende Tritt des Alten.

Aber unsichtbar zwischen den Gitterstäben schlüpften neblige Gestalten hinein, hinter ihm her in der Richtung des Hauptportals folgend. Das fröhliche Geplauder, die bunten Hüte und Kleider der Frauen, das laute Kinderlachen hatte sie in den Nachmittagsstunden aus den dumpfen Sälen vertrieben, und so hatten sie sich zu einer kleinen Luftreise entschlossen. Wer die unheimlichen Gesellen waren? Die bleierne Langeweile, die monotone Gleichförmigkeit der Stunden, der quälende Schmerz, der blasse Gevatter Tod. Nun kehrten sie zurück und wußten wohl, daß man sie drinnen erwartete. Mit Angst und Grauen freilich — aber man erwartete sie. Rascher schlugen die Pulse, höher kletterte das Quecksilber in den Fieberthermometern.

Langsam breiteten sie ihre grauen Flügel aus über die weiten Fluren und Säle, und sie vergaßen keinen. Die Sonne und das Licht des Tages schwanden langsam dahin, den sehnenden Blicken sich entwindend. Die Gesichter aber lagen bald bleich, bald glutrot in den Kissen, abgemagerte Hände spielten nervös auf der Decke. Ein leises Wimmern hob an, das ansteckte, und die Krankenwärterinnen liefen geschäftig herum.

Der diensttuende Assistenzarzt verließ eben mit einem jüngern Begleiter den Hauptsaal der Frauenabteilung. In seinem weißgelben Ueberrock, mit dem Hörrohr in der Hand und mit seinem ernsten Gesichte machte er den Eindruck eines Mannes, der seinen Beruf nicht auf die leichte Schulter nimmt. Eine schöne männliche Erscheinung, bestimmt und sachlich in seinem Wesen, war Dr. Heß unter den Patienten allgemein beliebt. Nur ein wenig zu ernst fanden sie ihn; wenn er zu lachen sich verpflichtet fühlte, dann schien es gezwungen und unnatürlich.

Wenige Schritte hinter ihm folgte die Oberwärterin des Saales, seine Anweisungen für die Nacht in Empfang zu nehmen.

„Mit Patient 23, Gehirnentzündung, wird es zu Ende gehen," wandte er sich an diese, eine noch jugendliche Erscheinung mit einem etwas müden Zuge um die Augen. „Sie werden diese Nacht nochmals wachen müssen, es bleibt nichts anderes übrig!" Und dann folgten einige Anordnungen. Und im Weggehen fügte er noch hinzu:

„Sie könnten sich auch mit der Unterwärterin verständigen, die Sie ganz gut einmal ablösen kann... Ja, tun Sie das auf jeden Fall!" — und er sah ihr als Arzt fest und eindringlich ins Auge — „Sie sollten auch an Ihre eigene Gesundheit denken, die bleibt das Wichtigste, Fräulein Beate! Guten Abend!" War dies nicht wie ein freundschaftlicher Ton gewesen?

„Ein liebes Weib, diese Beate, eigentlich schade um sie!" meinte der junge Mann, dem Anschein nach ein Medizinstudent, als sie einige Schritte gegangen waren. „Da bekommt man beinahe Lust, krank zu werden!" Der Assistenzarzt erwiderte nichts, und es schien, als ob er an etwas Unangenehmes erinnert worden wäre.

Beate blickte den beiden nach, wie sie den langen Korridor abschritten und schließlich in einer Türe verschwanden. Aber sie ging nicht zur Unterwärterin. Wozu auch? Bei dem steten Mangel an Wärterinnen mußte jede ihr Aeußerstes leisten. Und sie war ja noch nicht am äußersten. Zweimalvierundzwanzig Stunden auf den Beinen, das durfte eine Krankenschwester nicht verdrießen! Auch fand sie eine geheime grausame Freude darin, ihre Kräfte und ihre Ausdauer dermaßen zu überspannen, daß ihre Muskeln und Nerven bebten.

's gab viel zu tun, für soviel Menschen zugleich sorgen zu müssen! Kranke sind große Kinder, sie haben doppelt feine Nerven. Und den Kopf durfte man nicht verlieren, durfte kein Wort vergessen von all dem, was der Arzt aufgegeben hatte. Aber sie vergaß auch nichts: alles, was sie aus seinem Munde vernahm, das klang ihr zehnfach im Ohre nach. So war sie verliebt in diese sonore schöne Stimme.

Nur in die Stimme?

Sie wehrte den einstürmenden Gedanken, und das Blut schoß ihr in die Wangen.

Und mit krausgezogener Stirn vertiefte sich das fleißige Mädchen im stillen schwarzen Kleide in die Speisezettel der Kranken, die für den nächsten Tag abzufassen waren.

* * *

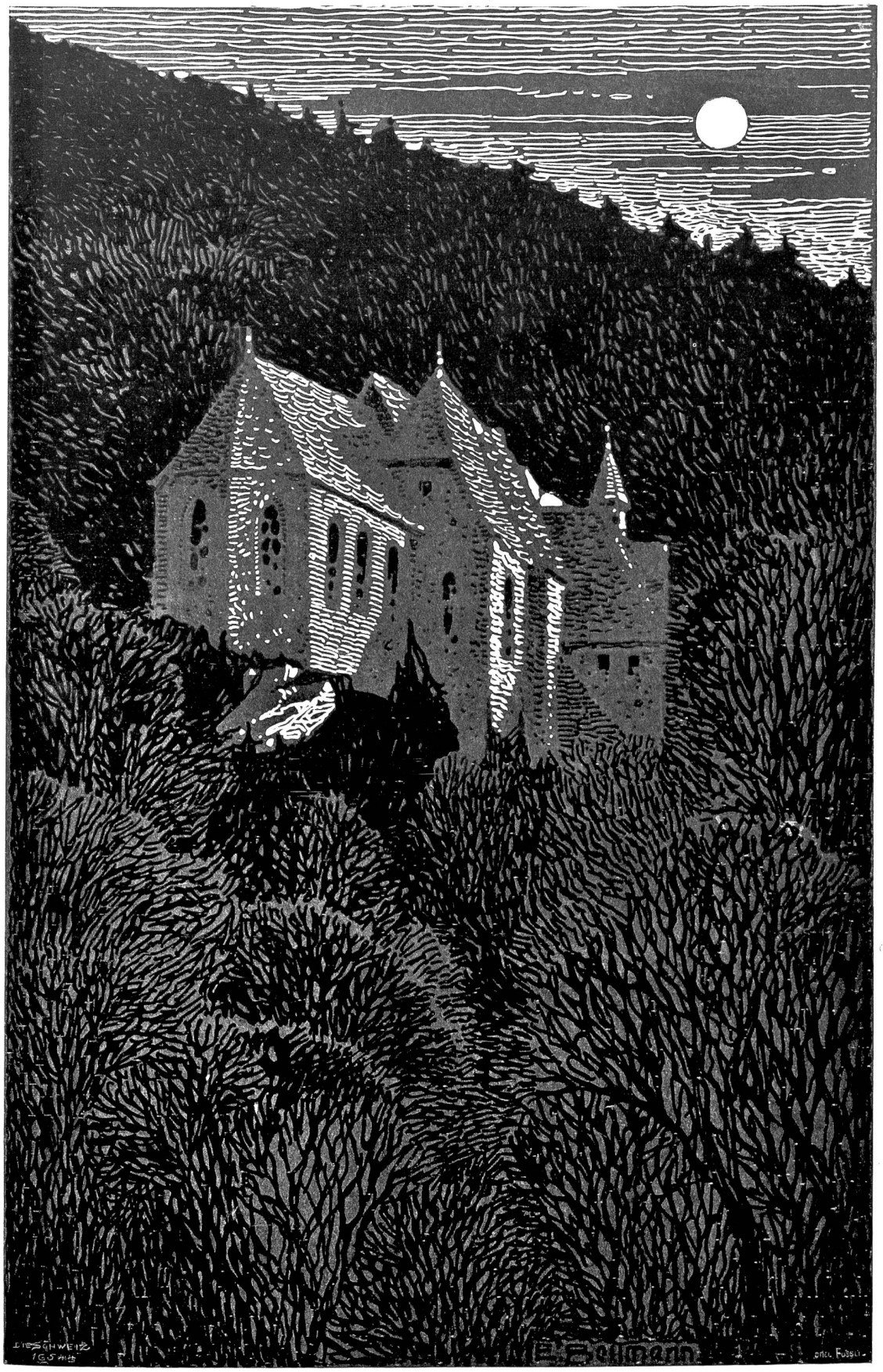
In einer Nische des Korridors unterhielten sich, an die Fensterbank gelehnt, die beiden Unterwärterinnen der Abteilung, eine schon ziemlich angejahrte Jungfer in Menzingertracht die eine, die andere ein blutjunges Ding, das eben aus der Krankenwärterinnenschule entlassen worden war.

„Fräulein Ober brütet schon wieder an ihren Küchenzetteln," meinte die Jüngere spöttisch, auf die grüne Lampe in der andern Ecke des Flures deutend.

„Will sich eben bei Heß beliebt machen," erwiderte die Alte darauf im Tone der Geringschätzung. „Und das versteht sie ja meisterhaft; solch eine Streberin ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen! Wo unsereins sich die ganze Woche darauf freut, Sonntags einmal in die Kirche zu dürfen und aus der alten Bude herauszukommen, bleibt sie hübsch zu Hause, und was meinst du, was sie treibt? Sie setzt sich in den Kindersaal und liest dort Märchen und andere gottlose Geschichten vor!"

„Mir ist überhaupt ein Rätsel," meinte darauf die andere, die den vorlauten Backfisch und die bigotte Pastorstochter noch nicht ganz harmonisch zu vereinigen wußte, „wie jemand, der an nichts glaubt, Krankenschwester werden kann ..."

„Mir nicht!" fiel ihr die Aeltere mit schlecht verhehltem Unmut ins Wort. „Man wird eben mit einundzwanzig Jahren vom Direktor, der selbst keinen Glauben hat, zur Oberwärterin gemacht und alten bewährten Kräften einfach vor die Nase gesetzt — und verdient sein schönes Stück Geld! Und schielt am Ende



Mondnacht (Dusenbach i./E.).
Nach Originalzeichnung von Emil Bollmann, Winterthur-Düsseldorf.

noch obendrein nach den schönen Augen der jungen Assistenzärzte!"

Ihre Stimme nahm bei diesen Worten einen beinahe kreischenden Ton an, sodaß am andern Ende des Korridors die emsige Schreiberin aufsah. Als sie die beiden bemerkte, schüttelte sie nur unmutig den Kopf. Die lagen sich doch ewig in den Haaren und hatten sich gegenseitig so wenig vorzuwerfen!

„Doch ich will gar nichts gegen Schwester Beate gesagt haben!" fuhr die Sprecherin mit frömmelnder Stimme fort, da sie sich offenbar ihres Kleides bewußt geworden war. „Am Ende hat's unser Herrgott so gefügt, damit ich arme Sünderin mich in Demut erniedrige!"

Die Junge aber, die ihr mit einem ironischen Lächeln zugehört oder vielmehr mit heimlicher Schadenfreude zugesehen hatte — denn sie bekam die Geschichte nicht zum ersten Mal zu hören — und wohl wußte, auf was die alte Jungfer anspielte, zog statt einer Antwort triumphierend eine bedruckte Karte, die anscheinend schon durch eine Anzahl Hände gegangen war, aus der Tasche und hielt sie wortlos der andern unter die lange Nase. Die nahm erst ihre Brille hervor und las dann. Es waren nur drei Zeilen. Auf ihrem breiten, roten, fetten Gesichte aber malte sich eine Wonne und ein Glanz, zumal auf der Nase, wie sie am jüngsten Tage nicht schöner und reiner sich ausprägen könnten. Dessenungeachtet tat sie, als begreife sie nicht recht, was die andere eigentlich meine, und las in anscheinend verständnislosem Tone:

Dr. med. Richard Heß
Anny von Porchat
Verlobte.

„Na, was sagste denn dazu?" trällerte jene, ganz vergessend, wo sie eigentlich war. „Wenn es nun Beate einfallen sollte, mir für diese Nacht die Wache zu übertragen, dann mache ich einen schönen Knix und sage: ‚Sehr gern, wenn Sie es wünschen! Und was ich sagen wollte, vielleicht interessiert Sie diese Karte, ich habe sie vom Dienstmädchen des Direktors bekommen!' Das wird famos! Auf ihr Gesicht bin ich gespannt! Sie hat noch keine Ahnung. Sieh nur, Schwester, wie sie träumerisch vor sich hinbrütet! Sie baut goldene Luftschlösser..."

In diesem Augenblicke ertönte mehrmals heftig eine Glocke; auch waren Tritte hörbar, die die Treppe heraufzukommen schienen. Die beiden stoben auseinander, jede nach dem ihr zugeteilten Saale.

* * *

Beate saß noch immer und schrieb. Die Augen wollten ihr zufallen. Aber sie biß die Zähne zusammen: Energie zeigen, mehr als andere, das war ja der Lebensinhalt, den sie sich mühsam genug zusammengezimmert hatte, Energie vor allem gegen sich selber!

Auch sie hatte die späten Schritte gehört; das war der Doktor, der noch einmal zurückkam. Ihr Herz pochte. Sie mußte mit angehaltenem Atem hinhören; aufzublicken wagte sie nicht. Ob er etwas vergessen hatte? Ob er zu ihr wollte — als Freund?

Sie wagte den Gedanken nicht zu Ende zu denken; sie empfand eine tiefe Sehnsucht, und zugleich wäre sie so gern geflohen, wenn sie nur gekonnt hätte. Dies alles durchzuckte sie in einer Sekunde.

Die Schritte kamen näher, hielten plötzlich inne, wie von einer feindlichen Macht gebannt; sie fühlte einen langen zögernden Blick auf sich gerichtet — dann entfernten sich die Schritte wieder, rascher als sie gekommen.

Enttäuscht sah Beate auf. Sie empfand eine tiefe Niedergeschlagenheit und nichts von einer Befreiung.

Was lag zwischen ihnen? Zwischen ihr, die jeden Wink von seinen Augen abzulesen verstand, sodaß er sie oft verwundert ansah, während sie errötete, und ihm, der nie lachte und doch mit ihr so freundlich war, ihr so freundschaftlich zuredete und ihr so gerne ein Lob spendete, der mit ihr halbstundenlang plaudern konnte und sich in Dinge verlor, die weitab von dem lagen, was den Beruf betraf!

Warum war er ihr diesmal aus dem Wege gegangen? Warum?

* * *

Die tiefe Nacht war hereingebrochen. In den Gängen war's totenstill geworden, in den Sälen hörte man ab und zu nur leise seufzen; die meisten Kranken schliefen einen leichten vormitternächtigen Halbschlaf. Es war eine jener ruhigen Nächte, die wie durch Naturgesetz mit den schlimmen Nächten abwechseln mußten.

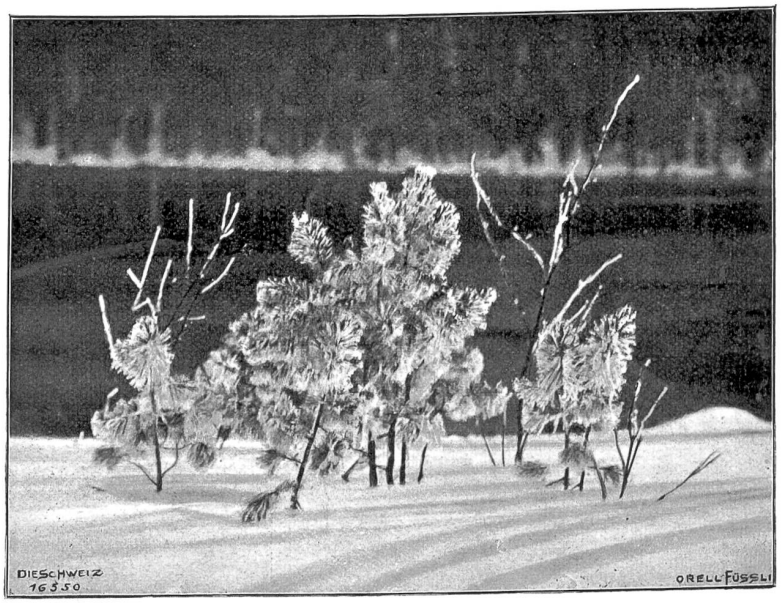
Ein einziges Lichtlein brannte in dem großen Saale. Man konnte es nicht direkt sehen; denn das Bett der Schwerkranken war durch eine Rollwand von den übrigen getrennt worden. Aber oben an der weißgetünchten Decke zitterte ein heller Kringel, und wer nicht einschlafen konnte, der fixierte mechanisch die lichte Stelle und verfolgte das leise Spiel des Lichtscheinchens so lange, bis ihm die ermüdeten Augen in Schlaf sanken.

Zwischen dem Bett und dem Fenster saß Schwester Beate. Sie hatte ein Buch in der Hand; aber sie schweifte darüber hinweg ins Dunkle. Ihr blieb nichts übrig zu tun als — zu warten — auf den großen Arzt! Die Bahre stand schon vor der Türe bereit.

Es fröstelte sie. Merkwürdig, sie hatte sich längst an das Bild des Sterbens gewöhnt, und doch war ihr heute dabei so sonderbar zu Mute! Ihr dünkte, als hätte sie seit ihrer Kindheit nimmermehr so lebhaft gefühlt. Damals konnte sie auch keine Toten sehen und keine Geschichten lesen, in denen vom Sterben die Rede war. Sie hatte nie ihre Gespielinnen begreifen können, die mit vergnüglicher Neugier hinliefen, wenn irgendwo ein Toter anzuschauen war. Später hatte sie diesen Widerwillen mit so vielen andern abgelegt.

Aber heute? Es war, als ob sie jemand herausgerissen hätte aus dieser feuchtkalten Atmosphäre, die sie nimmer gefühlt, weil sie darin lebte. Solange schon, ach so lange!

Sie blickte hinaus durch das hohe Fenster in die rabenschwarze Nacht: kein Laut, kein Licht ringsum! Ein stürmi-



Reifstudie (Phot. Willy Schneider, Davos).

Winter im Gebirge (Phot. Willy Schneider, Davos).

scher Wind jagte die dicken hängenden Wolken am Himmel nutzlos umher — — — — — — — — — — — — — —

In diesem Momente brach für einen Augenblick der Mond durch einen zerrissenen Wolkenzug und beleuchtete matt die dunkle Allee, die zum Hauptportale führte. Lange, schwarze Schatten legten sich quer über den Weg. Grell reflektierte die weißgesandete Straße, die Straße ins — Totenreich, wie es sie dünkte. Und urplötzlich verwandelte sich das massive viereckige Krankenhaus in eine wüste Felseninsel, und wo vorher struppige Pappeln gestanden, erhoben sich nun feierliche Zypressen. Sie sah eine unheimliche weiße Gestalt über das endlose Meer gleiten, vom schweigenden Fährmann auf sicherem Kahne geleitet. Die Gestalt trug die Züge des kranken Mädchens, dem sie eben noch die Stirne gekühlt. Aber sie erkannte es ganz deutlich; es trug noch die Binden um den glühenden Kopf, und sie erkannte auch das Herz der Toten — es war ihr eigenes!

Gequält fuhr sich Beate über die Augen. Hatte sie wachend geträumt? Und welch grauses Zeug! Wo sie nur die Vorstellung so deutlich her hatte! Sie mußte das früher irgendwo, irgendwie erlebt haben. Sie wollte nachdenken; aber es ging nicht, sie kam nicht darauf.

Mitleidig blickte sie auf die Kranke, die regungslos dalag. Ihre Vision würde nur zu bald Wirklichkeit werden — sie kam von der Vorstellung nicht los und suchte vergeblich, ihr eine lieblichere Deutung zu geben.

Mit einem Male hörte sie einen leisen Schrei dicht neben sich: der Mund fing an sich zu bewegen — die Zunge lallte. Aus der Kehle aber krochen langsam Laute — Worte — Töne, dann wieder das unartikulierte Gackern eines Huhnes. Aber immer reiner, immer heller arbeitete sich die Stimme empor, und am Ende klang es gar wie eine Melodie.

Das einsame Mädchen erschrak, und es lief ihr eiskalt über den Rücken. Welch seltsames Tun! Aber immer deutlicher unterschied sie die Melodien, die sich in diesem überreizten, wunden Gehirn noch einmal zusammenfanden. Noch einmal schienen sie im eigenen Genusse schwelgen zu wollen. Es waren Psalmen zur Ehre des Höchsten, die sich mit Bruchstücken aus profanen Liedern jagten. Und nun erinnerte sie sich, daß jüngst ein paar Frauen aus der Heilsarmee das kranke Mädchen besucht hatten.

Leiser klangen die Töne fort. Die Stimme schien immer feiner zu werden, die Worte zerschmolzen in reine Töne — das war die menschliche Sprache nicht mehr, das war Engelsmusik!

Glückliches Wesen, du empfängst deinen Erlöser mit Gesang! Du in deiner Einfalt hast ihn allein richtig verstanden, den lockenden Geigenspieler. Zum Saitenspiel gehören Lieder, frohe Lieder. Denn ist's nicht ein Fest, wenn die Tochter zur alten Mutter Erde zurückkehrt?

So dachte Beate, und sie bückte sich tief ergriffen nieder und küßte die Sterbende auf den fiebernden Mund. Und ihre sehnenden Augen nahmen dabei einen verzehrenden, fast feindlichen Ausdruck an:

Nein, nein, laß sie mir, diese Stimme! Was willst du mit ihr im dunkeln Grabe! Es ist nicht wahr, er ist kein fiedelnder Jüngling, es ist alles Trug und Lug, es lauert niemand auf dich als — das gähnende Nichts... Hörst du! Ich trinke sie von deinen Lippen... Verstumme!

Aber auf den Zügen des Mädchens stand ein wehmütiges Lächeln. Sie sang immerfort, bis der Atem ihr beschwerlich wurde und die Töne in der Kehle grausam zerriß.

Beate war es so weh ums Herz. Sie wollte weinen; aber ihre Augen blieben trocken, die erlösende Flut schien versiegt. Da sah sie leeren, geisterhaften Blickes vor sich und sann und sann. Sie hatte ja Zeit. Vom nahen Kirchturm schlug es eins.

(Fortsetzung folgt).

Das bürgerliche Haus in der Schweiz.

Als ich drei Tage in Augsburg gewesen, mußte ich abreisen in dem Gefühl, ich hätte noch doppelt so lange dort zu tun, das heißt zu wandern und zu schauen. Und ich hatte es doch wacker getrieben. Ich hatte mich bei weitem nicht satt sehen können.

Ich denke an ein ander Mal. Es war auf dem Weg von St. Malo nach dem Mont St. Michel. Ich war schon zum voraus ganz erfüllt von dem Wundern, die mich daselbst erwarteten. Diese Reise führte mich nach Dol. Ich weiß nicht mehr, hatte ich dort einen gar so langen Aufenthalt oder galt es den Zug zu wechseln oder drängte es mich, den Manen der benachbarten Madame de Sévigné oder den Jugendtagen Châteaubriands eine Andacht zu erweisen, ich beschloß, mir die vergessene Kapitale der Bretagne just ein wenig anzusehen. Mehr im Gefühl einer gewissen Pflichterfüllung als auf Eindrücke gespannt, schlenderte ich auf der langweiligen, schon so oft gesehenen Bahnhofstraße dem alten Landstädtchen zu. Der Eindruck war um so packender, als ich plötzlich auf dem weiten eierbuckligen Pflaster in der lustigen Flucht der alten traulichen Holzhäuser stand. Ich glaubte mich ins Appenzell versetzt auf einen Landsgemeindeplatz. Am lieben Milchvieh, das dazu gehört, war auch kein Mangel. Es fehlten nur die wackern Landjunker, die auch hier wie in Rennes gar oft mögen getagt haben, wie sie ja bis ins Regiment des unglücklichen Ludwig